

Natalie Berg – Lisa Freund – Hans-Ulrich Lessing
(Hrsg.)

Nous

Philosophische Texte zum
Schmunzeln und Staunen

Ruhr-Universität Bochum

Umschlagmotiv:
© Anna-Luise Bräuer

Natalie Berg, Lisa Freund, Hans-Ulrich Lessing
(Hrsg.): *Nous. Philosophische Texte zum Schmun-
zeln und Staunen*. Bochum: Ruhr-Universität Bo-
chum 2021.

© Die Autor:innen

Dieses Werk steht unter der Creative-Commons-
Lizenz CC-BY-SA

DOI: 10.46586/rub.185.163

*Für HUL**

*HUL₂-HUL₂-HUL₂ (𠄎𠄎𠄎)

ist im Sumerischen übrigens ein Ausdruck von
Freude und bedeutet so viel wie
„Ich freue mich sehr!“

VORWORT NATALIE BERG & LISA FREUND	5
---------------------------------------	---

Inhalt

AUF DER SUCHE NACH DER PHILOSOPHIE TIMOR SAID	7
--	---

VERSTEHEN IST EIN ABENTEUER - KULTURVERSTEHEN ALS AUFGABE STEFAN REINERS-SELBACH	12
---	----

MACHT KAPUTT, WAS EUCH KAPUTT MACHT! VIER GESCHICHTEN ÜBER GESCHLECHT UND MACHT CAROLIN NEUMANN	19
---	----

MIND THE GAP ANIKA ANDERS	28
------------------------------	----

SIE IST WUNDERSCHÖN KARIN KNITSCH	43
--------------------------------------	----

VERBESSERUNGSMÖGLICHKEITEN ANNIKA LUCHT	46
--	----

DREIZEHN UHR VIERUNDVIERZIG - ODER: DER VERLIEBTE PHILOSOPH SEDA SÖNMZETÜRK	51
--	----

o.T. PHILIPP ZIMMERMANN	54
----------------------------	----

ÜBER DIE AUTOR:INNEN UND HERAUSGEBER:INNEN DANKSAGUNG	67 68
--	----------

Vorwort

Manchmal braucht es für die Umsetzung einer Idee etwas Wagemut. Das ist nicht nur in der Philosophie so; dies gilt vermutlich für so gut wie jeden Lebensbereich.

Als wir uns mit populärwissenschaftlichen Einführungen in die Philosophie beschäftigten (wie sie inzwischen zuhauf in den Regalen der Buchhandlungen zu finden sind), stellten wir fest: "Das können wir auch. Vielleicht sogar besser!", denn das Studium der Philosophie setzt nicht nur die Fähigkeit voraus, sich mit komplexen Fragestellungen oder Gedankengängen auseinanderzusetzen, sondern besteht auch darin, diese einzuordnen, kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln.

Wir hatten keine Ahnung, dass wir im Sommersemester 2018 gemeinsam mit apl. Prof. Dr. Hans-Ulrich Lessing 45 Kommiliton:innen im Seminar „Philosophisches Schreiben“ begrüßen würden – was in GA 3/143 übrigens Lehre auf Stallhaltungsniveau bedeutet.

In den wöchentlichen Sitzungen führten wir Gespräche mit Expert:innen aus dem Verlagswesen, recherchierten Chancen und Herausforderungen, die mit der Autor:innenschaft einhergehen und stellten erste Textentwürfe, ähnlich wie bei der *Gruppe 47*, zur Diskussion. Dabei schöpften unsere Autor:innen aus dem vollen philosophischen Themenfeld und bewiesen, dass Philosophie alles andere als trocken, verkopft oder langatmig ist!

Mit dieser Anthologie wurde aus einer "flotten Idee" etwas greifbares. Wir verlassen den sprichwörtlichen Elfenbeinturm der Wissenschaft und halten Einzug in die Welt unserer Leser:innen, die hiermit herzlich eingeladen sind, **voũs** für sich zu entdecken.

Natalie Berg & Lisa Freund

Auf der Suche nach der Philosophie

von Timor Said

Unser junger Student fand sich vor dem Hörsaalgebäude Nummer 32. Er war pünktlich, gut aufgelegt und von der Vorstellung beseelt, seine geistige Ausbildung an einer Universität abzuschließen. So viel wusste er doch, man lerne nie aus, aber die Grundlagen unserer verstandestechnischen Erschließung der Welt, des Denkens also, würden hier gelegt. So dachte, fühlte und glaubte er und so denke auch der Rest der Welt. Und in diesem Glauben betrat er das Gebäude.

Noch waren nicht allzu viele Personen anwesend, zählte es doch noch großzügige 15 Minuten bis zum Beginn seiner ersten Veranstaltung. Wer sich bereits gemütlich eingerichtet hatte, war im regen Austausch mit seinen Sitznachbarn vertieft. Überhaupt gestaltete sich die ganze Situation als überaus anregend für den jungen Mann. Er betrat den gewaltigen Saal durch einen Seitenflügel auf Höhe des Rednerpults, sodass er die Tribüne der Zuhörer ausreichend überschauen konnte. Bevor er sich jedoch einen umfassenden Überblick verschafft hatte, verbot er sich ein weiteres Verweilen, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. An seinem ersten Tag wollte er keine Fehler begehen und wenn sich dies nicht vermeiden ließe, dann doch wenigstens nicht vor der anwesenden Studentenschaft. Er hatte sich seine raffinierteste Garderobe am Vorabend zu rechtgelegt. Eine, die Modebewusstsein ausstrahlte, aber gleichzeitig nicht zu durchdacht

erscheinen sollte. Auf seinen schmalen Schuhen erstreckten sich drei vertikale Streifen, seine schlanke Chino-Hose saß etwas zu tief und sein Hemd war betont unverbindlich. In seiner jugendlichen Naivität verstand er nicht, dass ihn das Nachsinnen über die eigene Kleidung – selbst wenn sie sich als scheinbar zufällig präsentierte – vielmehr mit seinen Mitmenschen verband, als dass es ihn im Besonderen auszeichnete.

Jeden seiner Schritte bedächtig abwägend, erreichte er eine Sitzreihe in mittlerer Höhe, die er schon von unten als bevorzugte Gelegenheit vernahm. Den äußersten Platz übergehend, setzte sich unser Student auf einen Stuhl und begann, seinen vor ihm heruntergeklappten Tisch zu bestücken. Ein flüchtiger Blick zur Leinwand gab die Präsentation der vorangegangenen Vorlesung frei. Da sich unser Student jedoch nicht für ökonomische Zusammenhänge interessierte, entschied er sich, nochmals frische Luft zu schnappen.

Der Vortragende war ein Mann mittleren Alters, frisch rasiert und akkurat gekleidet. Zur Verwunderung unseres Helden begann der Mann mit der Zusammenfassung der in der letzten Woche behandelten Inhalte. Hatte er sich im Datum geirrt und die erste Sitzung nicht wahrgenommen? Der Redner sprach von zwei Möglichkeiten, menschliches Verhalten aus seiner Perspektive zu erklären. Entweder versuche man, ein gestecktes Ziel mit minimalem Aufwand zu erreichen oder man versuche, aus den vorhandenen Möglichkeiten, den maximalen Ertrag zu generieren. Der Fehler wurde berichtigt, es handelte sich um keine Vorlesung

der philosophischen Fakultät. Unser Student befand sich im falschen Hörsaal.

Das Smartphone unterließ jegliche Reaktion auf die Bedienung, der Akkumulator gab den Geist auf. Wie sollte er nun herausfinden, wo seine Vorlesung stattfand? Was hatte er zu tun? Neben ihm hatte bereits jemand Platz genommen, sodass er nicht ohne Störung den Saal verlassen konnte. Schweren pochenden Herzens sah sich unser Student genötigt, um Auslass zu bitten und eine Unterbrechung der Vorlesung in Kauf zu nehmen. Im Hinausgehen hörte er schon die Worte des Dozenten nicht mehr, der die Angelegenheit des jungen Mannes als Gelegenheit zum Scherze ergriff: der Erste habe schon die Nase voll, so schnell verließen Studenten nur selten die Veranstaltungen.

Ohne seine Vorgehensweise begründen zu können, eilte der junge Mann zum benachbarten Hörsaal Nummer 33. Dieser erwies sich als weniger großzügig ausgestattet, möglicherweise ein gutes Zeichen.

Ohne sich niederzulassen, bezog er auf der Treppe Stellung. Dies tat er anderen Studenten gleich, die angesichts mangelnder Sitzplätze wohl keine andere Möglichkeit sahen, der Vorlesung zu folgen. 46 Chromosomen, zwei Geschlechtschromosomen, eine nahe Verwandtschaft des Erbguts zu den Schimpansenarten, Gorillas und Orang-Utans. Der Mensch als Tier oder die Tiere als dem Menschen ähnlich. Sollte Philosophie so naturwissenschaftlich orientiert sein? Ein unwohles Gefühl beschlich ihn. Aus der Schule kannte er diese Zusammenhänge bereits, sie erinnerten ihn an den Genetik-Unterricht. Am unteren rechten Rand der

Präsentation stand es, er hörte nun einer Vorlesung aus der Biologie zu. Die Verzweiflung drohte ihn zu übermannen. Noch, sagte sich unser junger Student, könne er nicht aufgeben. Er rannte sofort los, als er die Tür zum Hörsaal schloss. Die Personen, die ihm entgegenkamen, konnten ihm nicht weiterhelfen und auf das Angebot einer Dame, nachzuschauen, wollte er nicht eingehen. Keine Umstände am ersten Tag. Es ärgerte ihn, dass er sich nicht gewissenhaft auf diesen vorbereitet hatte. Nun, aber jedem könne doch so etwas passieren, versuchte er sich zu beruhigen. Trotzdem sei dies doch alles sehr unglücklich gelaufen. Zur rechten Seite des jungen Studenten fand sich ein weiteres Gebäude, das dem zweiten Hörsaal äußerlich glich. Ein letzter Versuch sollte es dann doch noch sein. Vorsichtig öffnet unser Held die Tür, ein älterer Herr sprach in ruhigem Gestus. Eine Präsentation in digitaler Form ließ sich nicht ausmachen. War dies ein gutes Zeichen? Mit den genannten Namen vermochte er nichts anzufangen: Luhmann, Bourdieu... Trotzdem glaubte er, seiner Vorlesung näher zu kommen. Als nun jedoch der Begriff der sozialen Tatsache in Bezug auf menschliches Verhalten erläutert wurde, dessen Bedeutung der Vortragende nicht müde wurde zu betonen, konnte unser Held seine Fassung nicht mehr bewahren. Er verstand nicht, was es mit dieser angeblichen Tatsache auf sich hatte, vermutlich war seine Aufnahmebereitschaft bereits verzehrt. Eine neben ihm sitzende Person fragte er, ob dies eine sozialwissenschaftliche Veranstaltung sei. Er verließ betrübt den Saal.

Seinen ersten Tag hatte er sich wahrlich anders vorgestellt. Gefühlt hatte er jede Vorlesung zum Thema Mensch besucht, nur nicht eine einzige philosophische Veranstaltung. Sie, die Leser unserer Geschichte wissen, dass sich der junge Student auch in diesem Punkt geirrt hatte.

Verstehen ist ein Abenteuer - Kulturverstehen als Aufgabe

von Stefan Reiners-Selbach

Tontafeln übersät mit keilförmigen Vertiefungen. Hier und dort zeigen sich Brüche. Ein großer Teil scheint bereits abgebrochen zu sein, an anderen Stellen ist mitten auf der Tafel der Ton abgebröckelt. Die bräunlich-gelblich, teils sogar grünlich erscheinenden Tonstücke stellen mir ein Rätsel dar. Was findet sich dort auf ihrer Oberfläche? Warum hat sich jemand die Mühe gemacht, so viele Striche in Ton zu drücken? So viel scheint sicher: Es ist menschengemacht, die Vertiefungen sind zu regelmäßig, als dass sie natürlich sein könnten. Durch den abgenutzten Zustand und die Farbe kann ich schätzen, dass das, was mir vorliegt, alt ist. Da ich in lateinischen Buchstaben schreiben kann, erinnern mich die Zeichen an Schrift – aber an eine Schrift, die ich nicht lesen kann. Ich kann nicht herausfinden, was hier jemand – wohl vor langer Zeit – niedergeschrieben hat.

Doch mein Glück ist, dass im Jahr 1872 bereits die ersten Fragmente dieser Tafel übersetzt wurden. George Smith, ein unermüdlicher Hobby-Wissenschaftler, betrieb eine eher ungewöhnliche Freizeitbeschäftigung: Er studierte zum Vergnügen assyrische und sumerische Sprache und Kultur. Er verbrachte seine Mittagspausen am liebsten im British Museum und entzifferte dort Tontafeln. Ein Mann, der sich durch unbeschreibliche Neugier und Wissensdurst auszeichnete. Bald wurden

seine Talente entdeckt und er wirkte an archäologischen Arbeiten im Nahen Osten sowie an der Übersetzung der dort gefundenen Schriftstücke mit. Im Jahr 1872 veröffentlichte er nun die Übersetzung eines Tontafel-Fragmentes, dessen Geschichte bisher nur aus der Bibel bekannt war: Es handelte sich um die Schilderung einer Sintflut; eine Naturkatastrophe, Strafe eines Gottes, die nahezu sämtliches Leben auf der Erde zerstört habe. Der weitere Inhalt der Tafeln ist uns heute als das Gilgamesch-Epos bekannt. Es ist womöglich die älteste erhaltene Erzählung der Menschheit: Ihre Entstehungszeit wird auf bis zu 1800 v. Chr. datiert. In dieser Geschichte zieht ein Held aus, um unsterblich zu werden. Doch muss er feststellen, dass das einem Menschen unmöglich ist. Die Tontafeln schildern also zwei grundsätzliche menschliche Ängste: Die Hilflosigkeit des Menschen gegenüber den Naturgewalten und die Unausweichlichkeit des Todes. Schon vor 4000 Jahren hatten die Menschen ähnliche Ängste wie wir heute. Und nur vor diesem Hintergrund – es geht hier um Menschen, ebenso wie auch wir Menschen sind – können wir die Erzählungen nachempfinden und damit nachvollziehen – und verstehen.

Dabei unterscheidet sich die Lebenswelt eines vor 4000 Jahren lebenden Sumerers in vielerlei Hinsicht von der unseren: Wir würden sagen, er hatte eine andere Kultur als wir heute. Sein alltägliches Leben können wir uns nur sehr schwer vorstellen. Seine Kultur war sehr landwirtschaftlich orientiert, nur wenige Menschen, Mitglieder einer Priesterelite, konnten lesen und schreiben. Noch schwerer ist es nun aber nachzuvollziehen, wie er

die Welt sah: Er erklärte sie sich mit Mythen, mit Göttern, die den Ablauf der Jahreszeiten, den Lauf der gesamten Welt steuern. Ernst Cassirer nennt solche Verstehens- und Erklärungsmuster *symbolische Formen*. Diese Formen helfen dem Menschen, die Welt zu verstehen; ohne sie muss die Welt wie ein unendlich komplexes Chaos von Sinneseindrücken wirken. Symbolische Formen sind nun *kulturelle Brillen*, wenn man so will, durch die hindurch wir die Welt schärfer, geordneter sehen können – nicht mehr als ein Chaos, sondern gewissermaßen organisiert. Es ändert sich nichts an der Welt, wenn ich in ihr das Walten eines Gottes sehe – nur meine Betrachtungsweise, meine Auffassung der Welt ändert sich.

Denke ich mir die Welt nun von Schicksalsgöttern bestimmt, so kann ich leicht die Ursache von vielen Dingen ausmachen, die ich im Alltag beobachte – das Schicksal hat es eben so gewollt. Der Glaube an das Schicksal formt also die Wahrnehmung der Welt; ich lege der Welt eine Form auf, ein Muster, das mir meine Kultur vorgibt und mir erklärt, wie die Welt funktioniert. Das Problem ist nun: Für uns ist es sehr schwer, die Welt durch andere Brillen als durch die unserer eigenen Kultur zu sehen, in der wir aufgewachsen sind, an der wir teilhaben. Wenn wir nun eine naturwissenschaftliche Weltsicht als gegeben ansehen, könnten wir die Weltdeutung eines wirkenden Schicksals auf den ersten Blick belächeln: Uns erscheinen sogenannte *Primitive* oft naiv, das Schicksal oder aber viele Götter anzunehmen, die die Welt steuern. Dabei sind mythologische Welterklärungen recht elegant und bieten gewissermaßen Vorteile:

Sobald ich einen Gott hinter einem Phänomen annehme, ist damit das Phänomen als durch diesen Gott verursacht schon erklärt. Nehme ich das Schicksal als Ursache an, muss ich mich nicht mehr fragen, warum etwas geschieht – ich kann meine Zeit also besser mit anderen Dingen verbringen.

Für eine naturwissenschaftliche Deutung muss ich zwar keine Schicksalsmacht annehmen, aber einige Gesetzmäßigkeiten kennen, die das Phänomen bedingen. Das kann durchaus kompliziert werden: Ich mache einen Spaziergang in der Natur. Plötzlich fängt es an zu regnen, ich werde durchnässt – am nächsten Tag habe ich eine Erkältung. Glaube ich an das Schicksal, kann ich mir das Geschehen einfach erklären: Es hat einfach so kommen sollen, dass es regnet und dass ich krank werde. Das hat alles seinen Grund, den ich vielleicht nicht verstehe – auch nie verstehen werde – aber es musste so kommen. Will ich mir das Geschehen nun *naturwissenschaftlich* erklären, muss ich vielerlei bedenken: Wie entsteht Wetter – wie bilden sich Wolken? Welche Winde haben dazu geführt, dass diese Wolken sich nun genau dort abregnen, wo ich war? Wie kommt es, dass ich krank werde, weil ich unterkühlt war? Mir ist auf einmal so, als würde ich doch lieber an das Schicksal glauben können...

So darf bei alledem nicht aus den Augen verloren werden, dass meine Wahrnehmung der Welt durch meine Kultur geprägt ist. Ich konnte die sumerische Schrifttafel nicht betrachten, ohne in den Zeichen eine Schrift zu erkennen, eben weil ich Schriften kannte. Ich kann mir das Wetter nicht

sinnvoll als vom Schicksal oder von einem Wettergott kontrolliert vorstellen – und es wirklich auf diese Weise glauben. Vielmehr bin ich schon als Kind aufgeklärt worden, man hat mir beigebracht, dass es kausale, logische Erklärungen für die Dinge da draußen in der Welt gibt. Allerdings ist diese Weltsicht *Aufklärung* menschengemacht, sie ist Produkt der abendländischen Kultur, Produkt der Philosophie des 18. Jahrhunderts. Wir müssen also mehrerlei unterscheiden: Einmal kann ich versuchen, Tontafeln – also etwas von Menschen Geschaffenes – zu verstehen. Aber auf der anderen Seite kann ich gar nicht anders, als durch etwas von Menschen Geschaffenes die Welt zu verstehen, durch die symbolischen Formen meiner Kultur. Wenn wir diesen Gedanken nun weiterdenken, kommen wir an einen Punkt, an dem es noch komplizierter wird: Wie kann ich denn dann einen anderen Menschen, der womöglich noch in einer anderen Kultur aufgewachsen ist, verstehen? Dies ist durchaus etwas anderes, als unseren alten Sumerer zu verstehen. Den lerne ich nämlich nur indirekt, durch das, was er aufgeschrieben hat, kennen – er wird dadurch gewissermaßen unveränderlich greifbar, also objektiv. Ein anderer Mensch, wie ich ihm oder ihr jeden Tag begegne, ist aber ganz und gar und außerordentlich subjektiv: Ein Individuum, das anders aufgewachsen ist als ich, anderes gelernt hat, womöglich eine andere Kultur seine eigene nennt – und sich dabei konstant und ständig verändert, neue Erfahrungen macht. Auch dieser Mensch verfügt über kulturelle Brillen, aber möglicherweise über andere als ich. Dieser Mensch nimmt

folglich die Welt anders wahr als ich, seine Welt ist für ihn – subjektiv – eine andere. In der heutigen globalisierten Welt treffen nun so viele Menschen verschiedener Kulturen so intensiv und so häufig aufeinander, wie wohl selten in der Menschheitsgeschichte zuvor. Ich kann also nicht bei meinem Verstehen von Menschengemachtem und der Welt da draußen stehen bleiben. Will ich mit Menschen zusammenleben, muss ich auch verstehen, wie sie die Welt verstehen – und das heißt auch und ganz besonders, inwiefern ihre Kultur ihre Betrachtung der Welt beeinflusst.

Nun müsste ich also, um einen Menschen vollkommen zu verstehen, dieselben Erfahrungen gemacht haben wie er oder sie. Immerhin sind es unsere Erfahrungen, die uns prägen und uns zu dem machen, was wir sind. Folglich ist es unmöglich, einen anderen Menschen völlig zu verstehen. Was erst einmal nach einer allzu philosophischen Aussage ohne Auswirkung auf die *echte* Welt klingt, zeigt auf den zweiten Blick Interessantes auf: Je mehr ein Mensch sich von mir unterscheidet, desto schwerer wird es, ihn auch nur ansatzweise zu verstehen. Also muss ich mich bemühen, die Welt, soweit mir das möglich ist, durch seine oder ihre Augen zu sehen. Dies kann ich nur, indem ich beginne, meine Perspektive mit seiner oder ihrer auszugleichen und meine eigene zu hinterfragen.

Will ich einen Menschen verstehen, stehen sich zunächst zwei Wissens-, Kenntnis-, Erfahrungs- und Kulturhorizonte gegenüber. Mein Ziel muss nun sein, meinen Horizont mit dem Horizont meines Gegenübers zu vereinen – gleichsam

einen oder mehrere *gemeinsame Nenner* zu erzielen, auf deren Basis wir uns verständigen können. Dazu muss ich mich mit der Kultur des Gegenübers beschäftigen: Wie sieht seine oder ihre Kultur die Welt? Von welcher Religion ist sie beeinflusst – welche Geschichte nennt sie ihre eigene? Welche Sprache ist für diese Kultur von Bedeutung? In alledem wird also konstant Beachtung finden müssen, inwieweit sich die Kultur meines Gegenübers von meiner unterscheidet. Doch wird mir in demselben Vorgang meine eigene Kultur immer klarer werden: Suche ich den Austausch mit anderen Standpunkten, muss ich meinen eigenen besser kennenlernen – und überprüfen. Diesen Prozess nennt Hans-Georg Gadamer *Horizontverschmelzung*. Dieser Vorgang ist nicht leicht: Das Verstehen wird hier zu einem Abenteuer, das wie jedes Abenteuer gefährlich wird, sagt Gadamer. Es besteht immer die Gefahr, dass ich nicht verstehe – oder, dass ich missverstehe. Mein eigenes Selbst- und Weltverständnis muss kritisch hinterfragt werden, will ich wirklich verstehen. Doch wie bei jedem Abenteuer steht auch hier am Ende etwas, das es Wert ist, zu erringen.

Macht kaputt, was euch kaputt macht! Vier Geschichten über Geschlecht und Macht

von Carolin Neumann

Emma

Ich erblickte an einem kalten Winterabend neugierig das Licht der Welt. Die Hebamme begutachtete meine Genitalien und verkündete: „Es ist ein Mädchen!“ - voller Wolken war das Himmelszelt. Also band sie ein rosa Bändchen um meinen kleinen Arm und übergab mich an meine überglückliche Mutter, die nach zwei wilden Jungs endlich ein Mädchen bekam. Sie nannte mich Emma und freute sich, bei mir würde es anders werden als bei ihren Söhnen, dachte sie sich.

Bald kam ich in den Kindergarten und dort wusste ich, es gibt Jungs und es gibt Mädchen - *Engel* nannte mein Vater mich. Ich spielte mit Puppen und einem kleinen Herd, bastelte und machte Puzzles. Manchmal wollte ich auf den Autoteppich und mit dem Bagger spielen. Die Kindergärtnerinnen sagten dann zu den Jungs: „Lasst die Mädchen dort auch mal spielen!“. Jonas formte seine Hand zu einer Pistole und begann auf mich zu zielen. Er sah mich böse an. Jungs sind doof, dachte ich dann. Mit meiner besten Freundin spielte ich oft *Vater, Mutter, Kind*. Der Vater ging zur Arbeit, die Mutter hütete das Kind. Doch ich spielte auch mit Pistolen und rannte durch den Dreck, zum Schutz vor meinen Brüdern baute ich mir manchmal auch ein Versteck. Eigentlich war ich ein sehr wildes

Kind, doch Mutter ermahnte mich „Renn nicht so schnell, Kind, sonst fällst du noch hin!“.

Als ich älter wurde entdeckte ich eines morgens in meiner Unterhose Blut. Außer mir rannte ich zu meinen Eltern, mein Vater verließ den Raum: „Ihr regelt das schon, ihr Frauen!“. Meine Mutter versicherte mir: „Alles wird gut! Du bist jetzt eine Frau!“. Drei Jahre später war ich das erste Mal blau. Ich war mit meinen Freunden auf diesem Konzert und ging danach nach Haus. Nach mir stieg ein Mann aus dem Bus, er fragte mich „Do you speak English?“ - er war ziemlich groß. Ich sprach mit ihm, ich dachte, er sucht Hilfe oder fragt nach dem Weg, doch er fragte mich: „Sag mal, hast du Lust mit zu mir zu kommen?“ Als wär' das ein Privileg! Ich war wie benommen. Die Angst stieg in mir hoch, die Straßen waren dunkel, die Gassen menschenlos. Der Mann war um die vierzig und ich war fünfzehn! Ich versicherte ihm, meine Eltern würden mich suchen gehen. Er legte seinen Arm um meine Schulter und wollte mich küssen, innerlich verfluchte ich ihn, doch ich blieb freundlich und bestimmt, weil ich wusste, niemand würde nach mir sehen. Mehrmals versicherte ich ihm, ich müsse jetzt Heim, doch er bedrängte mich weiter, ich sagte laut „Nein!“. Endlich ließ er von mir ab, er drehte um und rief „Schlampe!“ - er blickte auf mich herab. Ich rannte los und als ich endlich Zuhause war, stand der Beschluss: meine Eltern würden davon nie erfahren - sonst wär' mit den Konzerten Schluss.

Ich kaufte mir Schminke und Parfüm, bald sollte ich als hübsche Frau durchgehen. Früh

begriff ich, dass mein Aussehen wichtig war, es beeinflusste, was ein Anderer in mir sah.

Bald entdeckte ich meine Liebe zur Astronomie, ich fand ein altes Teleskop, es war wie greifbare Philosophie. Ich blickte hinauf zum klaren Himmelszelt und sehnte mich nach einer anderen Welt. Ich hatte seit Monaten nicht mehr richtig gegessen, mein Körper war schwach, ich war von Schönheit besessen. Ein Junge in meiner Klasse hatte gesagt ich sei fett, gekränkt kam ich heim, auch meine Mutter empfahl mir eine Diät.

Die Emanzipation sei abgeschlossen sagen sie, auf der Toilette stand „Schlampe!“, mir dämmerte es, mein Körper gehört mir nie! Ich traf viele Menschen und bekam auch oft ein Kompliment, doch die sahen nur mein Aussehen, nie meinen Humor und meine Intelligenz.

Schließlich studierte ich Physik, ich war besonders gut in höherer Mathematik. Ich war meist von Männern umgeben, sie waren gut, doch wo waren die Frauen geblieben? Eine neue Professorin bekam wir, doch für Martin war klar: „Die ist doch niemals wegen ihrer Kompetenz hier!“

Ich heiratete letztlich einen netten Mann, er sagte: „Wir teilen uns die Hausarbeit, wir sind schließlich nicht mehr in den 50er Jahr'n!“. Doch die Realität sah anders aus, ich putzte das Haus und er lag auf der Couch. Mutter machte mir bald klar: „Deine biologische Uhr ist am ticken!“. Eigentlich wollte ich immer ein Kind, doch meine Arbeit brauchte viel Zeit, es fühlte sich an, als würde ich bald ersticken. Doch dann kam der Tag, an dem ich schwanger wurde, meine Angst verging und ich verspürte Freude. Blieb nur noch die Frage, wer

von uns Zuhause blieb, doch ich realisierte schnell: am ehesten können wir verzichten auf Astrophysik! Mein Mann war in leitender Position, manchmal bemitleidete er mich für meinen geringen Lohn. Dann gebar ich das Kind unter Schmerzen. „Es ist ein Junge!“ rief die Hebamme, mir fiel ein Stein vom Herzen.

Hendrik

Geboren wurde ich unter Schmerzen, die Hebamme begutachtete meinen Penis und rief „Es ist ein Junge!“ - meiner Mutter fiel ein Stein vom Herzen. Mein Vater fing zu Träumen an: „Ich werd' mit ihm Fußballspielen und er wird dann zum Mann!“. Bald kam ich in den Kindergarten und da wusste ich, es gibt Jungs es gibt Mädchen, *kleiner Racker* nannte mein Vater mich. Im Kindergarten lernte ich dann auch: es lieben sich immer ein Mann und eine Frau. Auch das rosa Überraschungsei, so belehrte man mich, „das ist für Mädchen, nicht für dich!“. Es schien besser zu sein, die Fäuste zu heben und dem blöden Max eins auf die Rübe zu geben. „So sind Jungs nun mal“ sagten sie dann und Papa sah mich dann immer stolz an.

Auch das Fernsehen gab mir zu verstehen, ein echter Mann ist stark und liebt Frauen, er würde nie mit einem Mann so weit gehen. In der Schule angekommen, wusste ich, das schlimmste für einen Jungen ist Mädchen genannt zu werden. Ich beschloss sie zu verheimlichen, meine Liebe zu Pferden. Manchmal sah ich wie die Mädchen die Wendy lasen und ich sehnte mich weg vom Fußballrasen. Doch bis in meine Jugend hinein, hielten mich alle für stark, doch innerlich fühlte ich mich

klein, als läge ich in einem Sarg. Während die and'ren Jungs die Mädchen abcheckten, wollte ich mich eigentlich nur verstecken. Ich war verliebt, doch er durfte es nicht wissen, ich sah noch niemals zwei Männer sich küssen. Erst Jahre später traute ich mich, ich suchte im Internet und fand dich! Wir trafen uns ich hatte große Angst, doch du machtest mir Mut und nahmst meine Hand. Schließlich nahm ich dich mit zu mir nach Haus, schmiss mich Papa dann wohl raus? Doch ich wollte nicht mehr lügen, mein Vater war so enttäuscht, es war in seinen Augen abzulesen. Meine Mutter unterstützte mich sehr, doch mein Leben blieb weiterhin sehr schwer.

In einer lauen Sommernacht gab ich dir einen Kuss, das war sehr unbedacht. Ich hatte ganz vergessen nachzusehen, ob andere Menschen im Umkreis stehen. Eine Gruppe junger Männer hatte uns entdeckt, sie liefen auf uns zu und schrien „Schwuchteln verreckt!“. Wir rannten los, doch sie waren schneller, ich spürte von hinten einen kräftigen Stoß. Ich kann mich nur noch erinnern, wie ich im Krankenhaus erwachte, meine Knochen gebrochen, doch ich schrie als ich erfuhr, was man mit dir gemacht hatte. Meine Angst war nun so groß, ich machte mit dir Schluss. Ich ging auf den Balkon und weinte „Ihr habt gewonnen!“. Über das Geländer kletterte ich dann, mein Leben zog vor meinen Augen vorbei - und ich sprang.

Maxi

Als der Tag meiner Geburt gekommen war, der Arzt mich rauszog und betrachtete, so wurde ihm klar, dass ich nicht in das normale Raster passte.

Meinen Eltern sagte er: „Wir müssen operieren, es ist besser für die Psyche und wir wollen doch keinen Krebs riskieren!“.

Bald schon kam ich in den Kindergarten und da wusste ich: es gibt Jungs und es gibt Mädchen. Mutter weinte viel um mich. Ich wurde noch zwei Mal operiert, man sagte ich sei krank, ich war verwirrt. In meiner Jugend entdeckte ich dann, ich war anders als die anderen Mädchen, ich fing nie zu menstruieren an. Meine Mutter sagte: „Nicht alle Frauen können Kinder kriegen“, doch jedes Mal schien es so, als würde sie sich eine Antwort zu rechtbiegen. Ich musste noch immer zum Arzt, einmal im Jahr, es war eine Fleischbeschau, das wurde mir dann klar. Doch wusste ich noch immer nicht, was war mit mir falsch, was stimmte nicht? Freunde hatte ich in der Schule kaum, meist saß ich alleine unter diesem einen alten Baum. Nur manchmal kam Julia vorbei, sie sprach nicht viel - manchmal sah ich sie weinen.

So etwas wie Lust verspürte ich nie, ich passte nicht in diese Welt, eine Depression zwang mich schließlich in die Knie. Erst als ich versuchte mir das Leben zu nehmen, waren meine Eltern bereit, mir endlich eine Antwort zu geben. Sie erzählten mir dann, sie haben das alles nur gemacht, um mir Schmerz zu ersparen. Denn auch vor dem Recht, da gab es nicht so etwas wie ein drittes Geschlecht. Für die Gesellschaft war ich also auch keine Person, sie wollten mir ersparen den Spott und den Hohn. Ich hatte einen kleinen Penis, eine Vulva und innenliegende Hoden, meine Eierstöcke waren verkümmert - ich blickte bekümmert auf den Boden. Die Eierstöcke und die Hoden haben

sie mir entfernt, auch eine Klitoris ist kleiner - das hatte der Arzt an der Uni gelernt. Doch meine Hoden hätten funktioniert, in diesem Moment begriff ich, sie hatten mich kastriert! Auch von meinem Penis sah ich nichts, das war Genitalverstümmelung deluxe! Im Traum war es mir dann erschienen, die Geschichte Europas: die Sprache - das ewige Denken in Dichotomien! Schnipp schnapp, wir schneiden alles ab, damit es besser in unsere Vorstellung passt! Ich habe dann mal recherchiert: Auch heute werden noch immer neun von zehn Kinder in Deutschland operiert.

Julius

Der Tag meiner Geburt beeinflusste mein ganzes Leben, meine Eltern sahen mir zwischen die Beine und beschlossen, mir einen weiblichen Namen zu geben. Als ich dann in den Kindergarten kam wusste ich: es gibt Jungs es gibt Mädchen - *Prinzessin* nannte mein Vater mich. Doch ich wollte mich nie als Mädchen erproben, ich prügelte oft und fühlte mich verloren. In der Schule lernte ich, es ist einfacher wie sie zu sein, gib acht auf dich.

Doch eines Tages begann es dann, ich wollte mich umbringen, denn ich fing an, zu menstruieren. Auch meine Brust fing an zu wachsen, also ging ich zu meinen Eltern und ließ die Bombe platzen: „Ich bin ein Junge, begreift ihr das nicht! Ich bin Julius, nicht Julia!“ - doch sie sahen nur mein weibliches Gesicht. Erst als ich Jahre lang nicht locker ließ, brachten sie mich zu einem Therapeuten und der war echt mies. Er stellte mir einmal diese Frage: „Trägst du Mädchen- oder Jungenunterwäsche“, warum interessiert's ihn, was

ich trage?! Doch ich wusste, auch dieser Mann wird darüber entscheiden, darf ich ein Junge sein oder werd' ich ein Mädchen bleiben.

Zwei Jahre musste ich warten und mich in der Rolle erproben, dann bekam ich endlich mein Testosteron. Mir wuchs ein Bart, meine Stimme brach, ich trainierte hart. Dann war mein schönster Tag gekommen, jemand benutzte von sich aus das männliche Pronomen! Auch diese scheiß Dinger da oben, waren nach der OP nun endlich verschwunden. Doch viele Leute fragten mich oft, ist dein Ding echt oder ist das nur Stoff? Die Freunde, die sich weigerten, mich anzuerkennen, verschwanden sehr schnell aus meinem Leben.

Komischerweise gingen auch alle davon aus, „wenn du ein Mann bist, dann stehst du jetzt auch auf Frauen.“ Meine Eltern hatten sich inzwischen mit mir arrangiert, aber als ich Hendrik mitbrachte, ist mein Vater explodiert. Er schrie, „Julia, was tust du uns an, das ist hier doch keine Anarchie!“. Dann ging ich mit Hendrik hinaus, es war eine warme Sommernacht, ich wollte einfach nur raus. Ich fing an zu weinen und fragte mich, ob meine Eltern mich lieben, oder nicht?

Hendrik nahm mich in den Arm und dann küssten wir uns. Wir vergaßen: Die meisten Menschen sind dumm. Die Gruppe von Männern hatte uns entdeckt, sie liefen auf uns zu und riefen „Schwuchteln verreckt!“. Wir rannten los und auf einmal spürte ich von hinten einen Stoß. Sie schlugen auf uns ein und fassten dann den Beschluss: „Ihre Kleider sind die auch bald los.“ Als sie meinen Körper erblickten, begann ich das erste Mal im Leben zu beten.

Mehr will ich von der Geschichte nicht erzählen, weil mich heute noch die Bilder quälen. Doch eines solltest du nun wissen: Unsere Einteilung in Geschlechter läuft beschissen.

MIND THE GAP

von Anika Anders

Der Träumer

Heute war ein endloser Tag. Ich hing so lange auf der Arbeit herum, dass ich die U-Bahn die ich sonst immer nahm verpasste und 20 Minuten auf die nächste warten musste. Das Problem dabei war nicht, dass ich 20 Minuten länger nach Hause brauchen würde als normalerweise. Die Tatsache, dass meine Mitbewohner zuhause schon ohne mich anstoßen und das kommende Wochenende gebührend feiern würden und wahrscheinlich schon bereit für die Party wären - gerade wenn ich ankam - ärgerte mich. Außerdem waren die U-Bahnen um diese Zeit ohnehin meist voller und unangenehm stickig. Jeder wollte nach Hause oder zur nächsten Bar, um zu feiern, dass er mal wieder fünf Tage am Stück durchgehalten hatte, ohne seinem Chef in den Kaffee zu spucken, der Sekretärin mal ordentlich die Meinung zu sagen oder dem Arbeitskollegen endlich mal zu beichten, wie nervig seine Geschichten sind. Ich wollte einfach nur nach Hause. Die U-Bahn fuhr an als ich mich gerade setzte. Im Moment ging es noch, aber schon bald würden weitere Leute zusteigen und meine schon gereizte Stimmung irgendwie noch verschlimmern. In Gedanken trank ich schon mein Bier. Die Wand auf der gegenüberliegenden Seite meines Platzes war voll mit den üblichen Aufklebern in U-Bahnen, Zügen und Bussen, die man überflog, wenn man nichts anderes zu tun hatte. Ich fragte mich in diesem Moment, ob man sich die Dinge,

die man da las, überhaupt bis zur Haustür merken würde. Normalerweise las ich die Schilder und Werbeanzeigen, ohne überhaupt zu registrieren was darauf stand. Auf einem grünen großen Plakat warb die U-Bahn für einen der besten Ausbildungsplätze, die man im ÖPNV so ergattern konnte. Klar, darauf waren freundliche Gesichter junger Leute abgebildet, die sich wahrscheinlich nie einen besseren Job hätten vorstellen können. Über dem Plakat hing ein Schild mit Zeichen, die erklärten, was alles in der U-Bahn untersagt war. Man durfte nicht essen, rauchen, keine laute Musik hören, seinen Müll nicht hinterlassen. Das Übliche. Rechts neben diesem Schild war ein Aufkleber platziert der Reisende dazu aufforderte, verdächtige Vorkommnisse zu melden. Mit einem Ruck blieb die U-Bahn an der nächsten Station stehen. Menschen strömten ins Abteil herein und ich betete, dass es nicht allzu viele sein würden. Durch die Tür auf der linken Seite traten vier Personen ein, darunter ein alter Mann in Anzug und Hut. Ein richtiger Gentleman wie man sagen würde. Er marschierte weiter nach links durch das Abteil und setzte sich auf die gegenüberliegende Seite. Durch die Tür auf der rechten Seite kamen nur zwei Menschen herein. Eine junge Frau und ein Mann. Der Mann war lange nicht so alt wie der Herr mit dem Hut und sah aus, als würde er den Gentleman-Status des Älteren nie erreichen. In zerrissenen Jeans und Achselshirt, mit einem Zip-Hoodie übergestreift kam er zusammen mit der Frau in meine Richtung gelaufen. Die Frau hatte, im Gegensatz zu dem Typen, ihre besten Jahre wohl gerade erst erreicht. Sie trug einen kurzen Rock und

hohe Schuhe. Bei einem solchen Anblick war ich immer froh, dass ich ein Mann war und von mir nie erwartet werden würde, mich in High Heels zu zwingen. Die Frau setzte sich neben mich – und zwar genau neben mich. Es gibt diese unausgesprochene Regel: In der Öffentlichkeit setzen Menschen sich nicht direkt neben andere Menschen, solange andere Plätze frei sind. Und weiter rechts waren auf jeden Fall noch freie Plätze. Wenn sie nicht mit dem Mann dort gewesen wäre, hätte ich es für einen Flirtversuch gehalten. Der Typ tat es ihr gleich und setzte sich neben sie. Vielleicht hätte ich sie angesprochen, wenn er nicht dabei gewesen wäre. Vermutlich hätte ich mich aber nicht getraut. Jetzt verkniff ich mir, sie anzustarren und dabei zuzusehen, wie sie ihre Haare zur Seite legte und die Beine verschränkte. Der Mann redete wild auf die Frau ein und versuchte wohl sie zu unterhalten. Bei so einer Frau musste er sich sicherlich gewaltig anstrengen. Mich nervte das Gespräch nur an. Der Kontext leuchtete mir nicht ein und ich verstand nur karge Wortfetzen. So machte es keinen Spaß das Gespräch zu belauschen. Ich wandte mich ab und setzte meine Kopfhörer auf. Der Bass dröhnte durch meine Kopfhörer und ich dachte an die kommende Party. Wie gern hätte ich ein Wegbier. Dem Geruch nach zu urteilen, hatte zumindest der Kerl neben der Frau schon einen im Kahn. Ihr fast schon aufdringliches Verhalten sich neben mich zu setzen, bereitete mir Unbehagen und machte mich verlegen. Vielleicht würde man sich später in einer Bar nochmal begegnen und ich würde einen Moment mit ihr alleine erwischen. Man kann ja träumen.

Der Denker

Carpe diem. Ich bin ein glücklicher Mann. Glücklicher als manch Anderer in meinem Alter würde ich behaupten. *Carpe diem.* So endete das Theaterstück, dass Maya und ich uns vorhin ansahen. Ich überraschte sie und lotste sie zum größten Theater der Stadt, ohne dass sie wusste, was sie erwartete. Es war unser achtunddreißigster Hochzeitstag und ich freute mir einen Ast ab, ihr überraschtes Gesicht zu sehen, nachdem wir beschlossen hatten, dieses Jahr nicht zu feiern. Der Grund dafür war, dass ich krank geworden bin und mich erst seit Kurzem wieder einigermaßen gesund fühlte. Die Tabletten wirkten Wunder und ließen mich fast normal fühlen und mehr interessierte mich nicht. Aufgrund der Herz-Kreislauf-Erkrankung wollten Maya und ich einen ruhigen Tag vor dem Fernseher verbringen und Essen bestellen. Jetzt strahlte sie von einem Ohr bis zum anderen wegen meiner Überraschung. Sie wusste, dass es zukünftig immer weniger von diesen Tagen geben würde - und ich wusste es auch. Allein das war Grund genug den heutigen Abend gebührend zu feiern. Mein ambitioniertes Ziel war es, den vierzigsten Hochzeitstag zu schaffen; für alle Fälle sollte aber schon der heutige Abend perfekt werden. Unser Lieblingsrestaurant war gleich um die Ecke, weshalb wir die U-Bahn nahmen. Wir stiegen gerade ein und meine Beine zitterten vor Ungeduld auf die zweite Überraschung, die ich für Maya parat hatte. Die U-Bahn war nicht so voll wie sonst, trotzdem voll genug, um einen Lärmpegel zu erzeugen. Im gleichen Abteil aber ein paar Meter weiter saßen weitere Mitfahrer. Ein junger Mann mit Hemd,

neben ihm eine junge Frau. Die beiden schienen sich nicht zu kennen, obwohl sie nebeneinander saßen. Die Frau war sehr attraktiv und trug auffälligen roten Lippenstift. Ich musste lächeln, weil mir in den Sinn schoss, wie Maya und ich damals nebeneinander ausgesehen hatten. Wir waren meiner Meinung nach ein sehr attraktives Paar gewesen, lange vor dem Kind und dem Alter, das wir mittlerweile erreicht hatten. Meine Frau zückte ihr Handy und wählte die Nummer unserer Tochter an, die in der Nähe von Brüssel lebte, weil ihr Job sie dort hingezogen hatte. Wir telefonierten in den letzten Wochen häufiger und sie erkundigte sich regelmäßig nach meinem gesundheitlichen Wohlbefinden. Es gibt nichts sorgenvolleres als ein Kind, das Angst um den eigenen Vater hat. Das Telefonat, das meine Frau begann, bot mir die Gelegenheit die Szenerie der drei Personen weiter unauffällig zu beobachten. Sie merkten nicht, dass ich zu ihnen herüberblickte, ich war ohnehin zu weit weg, als dass man es hätte merken können. Der Mann zur Linken der Frau musterte sie unauffällig. Er musterte ihre Schuhe, ihre Haare, ihren Rock. „Sprich' sie an, wenn sie dir gefällt“, dachte ich. Er machte zwar einen gestressten, aber auch soliden Eindruck, trug ordentliche Kleidung und hatte einen modernen Aktenkoffer bei sich. Was mich stutzig machte an der Situation, war der Mann zur Rechten der Frau. Dieser trug eine verschlissene Hose und eine sportliche graue Jacke. Der Mann war viel älter als sie und auch nicht so gut gekleidet wie sie. Eine Verabredung konnte es nicht gewesen sein. Trotzdem sprach der Mann mit ihr. Wer gehörte hier zu wem? Die junge Frau

hatte die Beine und Arme verschränkt und brachte eine abwehrende Haltung zum Ausdruck. Sie schien sich aus Gründen, die sich mir nicht ergaben, unwohl zu fühlen. Der Mann auf der rechten Seite schien zu ihr zu gehören und der Linke nicht. Oder umgekehrt? Sie entgegnete dem Rechten etwas, sprach in kurzen abgehackten Sätzen und starrte angespannt nach vorne, durch die Fensterscheibe der U-Bahn. Draußen wurde es schon dunkel und man konnte die Stadt nur durch die Laternen auf den Straßen erfassen. Der Mann war der Frau zugewandt, sie ihm jedoch abgewandt. Sie schien an einer Konversation nicht interessiert. Vermutlich gab es einen Streit und sie war verärgert. Vielleicht war es aber auch ein erstes Date, denn die beiden wirkten nicht sehr vertraut. Sie war ohnehin zu jung für ihn. Die U-Bahn hielt an und weitere Leute stiegen zu. Durch den ruckartigen Stopp taumelte der Mann kurz auf die Seite der Frau und fand auf ihrem Oberschenkel sein Gleichgewicht wieder. War er betrunken? Der Lärmpegel riss mich aus meinen Gedanken. Menschen strömten ins Abteil, füllten den Raum mit Leben und besetzten die letzten freien Plätze. Eine Mutter, in der einen Hand ein vielleicht fünfjähriges Kind, in der anderen Hand einen Kinderwagen, rollte in den Gang der U-Bahn und verdeckte zum Teil die freie Sicht auf die drei Leute. Ich erhaschte einen Blick auf die junge Frau, die den Mann von sich wegdrückte, nachdem er halb auf sie gefallen war. Er lachte verlegen und richtete sich auf. Die U-Bahn fuhr an und Menschen lachten und unterhielten sich angeregt über das kommende Wochenende. Viele von ihnen waren mit Sicherheit

wie Maya und ich auf dem Weg in ein schickes Restaurant oder in Bars. Das Baby im Kinderwagen fing an zu weinen, wahrscheinlich durch den Lärm und die Bewegung der U-Bahn. Als die Mutter sich zu ihm herunterbeugte, um es zu beruhigen, erhaschte ich einen kurzen Blick auf das Dreiergespann. Der Mann hatte wieder seine Hand auf dem Knie der Frau, doch die Frau zog ihre Beine schnell weg. Sollte ich hingehen und fragen, ob alles in Ordnung ist? Wahrscheinlich würde ich mich blamieren und mich in einen Streit einmischen, der mich nichts angeht. Vielleicht würde der Mann wütend werden und eine Szene machen. Das würde uns allen den Abend ruinieren. Aber wenn die beiden nicht zueinander gehörten und es etwas Ernstes war: Was könnte ich in dem Fall ausrichten? Der Mann sah stark aus und ich würde keine Prügelei mit ihm anzetteln wollen. Meine Krankheit kam mir in den Sinn. Meine Frau sagte mir oft, dass ich mir zu viele Gedanken machte und Situationen zu ernst nehmen würde. Sie lachte gerade am Telefon als sie unserer Tochter erzählte, was ich heute angestellt hatte. *Carpe diem*. Jetzt hielt die U-Bahn an und die Frau stand auf, so auch der Mann zu ihrer Rechten. Wahrscheinlich gehörten sie zusammen, denn wenn etwas nicht in Ordnung gewesen wäre, hätte der Mann mit Aktentasche schon längst etwas gesagt. Er war schließlich direkt am Geschehen dran. Die Frau kam in unsere Richtung, sah angespannt aus und lief an uns vorbei zur Tür hinaus. Sie blickte einige Leute in der U-Bahn an, doch alle schienen den Blick zu meiden. Der Mann, der ihr folgte, hinterließ eine Fahne von billigem Schnaps. Als die beiden an uns

vorbeigingen musterte ich den Mann kritisch - er würdigte mich keines Blickes. Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Die Formulierung entfielen mir im gleichen Moment wieder. Die Türen schlossen sich und die U-Bahn fuhr los. Es bereitete mir Mühe, den Gedanken an die merkwürdige Szenerie zu vergessen. Ich versuchte mich auf das Kommende zu konzentrieren und nahm Mayas Hand in meine, während ich gedankenlos die Schilder der U-Bahn überflog.

Der Fehlschluss

Manche Leute sagen, es mache keinen Unterschied, ob man ein oder zwei Kinder am Hals hat, weil der Workload der Gleiche sei. Für Sara war es ein meilenweiter Unterschied. Von Weitem sah sie das gleißende Licht der U-Bahn näherkommen. Sie sah ihrem Zuhause und somit dem heiligen Ende des heutigen Tages entgegen. Schule, Krabbelgruppe, Mittag kochen, Fußballverein, im Park spielen und nach Hause: Das war die Dauerschleife ihres Lebens. Um diese Zeit gingen andere Leute aus, um sich zu amüsieren und Freunde zu treffen. Ihr Highlight des Abends war die Schlafenszeit der Kinder und ihre anschließende Fernsehzeit. Mit großer Mühe schob sie den Kinderwagen über die Schwelle der U-Bahn und zog den Kleinen an der anderen Hand mit sich. Sie liebte ihre Kinder abgöttisch und würde sie nie hergeben. Trotzdem fühlte sie eine Einsamkeit, die Kinder nicht füllen konnten. Wann hatte sie das letzte Mal eine ernsthafte Unterhaltung geführt?

Sie hatte schon lange niemanden mehr an ihrer Seite gehabt und dachte wenigstens einmal am Tag darüber nach, dass sie nicht alleine sein wollte. Es fiel ihr schwer unter Leute zu kommen, solange sie die Kinder bei sich hatte. Neugierig sah sie sich in der U-Bahn um. Man konnte sagen, dass auch das U-Bahn-Fahren ein Highlight für sie war, dass sie jeden Tag *genießen* durfte. So hatte sie wenigstens ein scheinbares Gefühl von Zugehörigkeit, wenn ihr auch klar war, dass sie nichts mit diesen Menschen zu tun hat. Die U-Bahn war gerade noch so leer, dass sie mit dem Kinderwagen in den Gang passte und gerade so voll, um das Baby zu wecken. „Hey Baby, alles in Ordnung! Schlaf weiter“. Sie drückte ihm fast schon energisch den Schnuller entgegen, den es annahm und kurz darauf die Augen wieder schloss. „...Baby..“, hörte sie auch rechts von sich. Sie blickte den Mann an, der die Frau neben sich gerade so angesprochen hatte. Sie war vielleicht Anfang zwanzig und trug Kleidung, in der sich Sara schon seit geraumer Zeit nicht mehr wohlfühlen würde. Sie selbst war mal sportlicher, ist joggen gegangen und hatte auf ihre Ernährung geachtet. Mit den Kindern konnte sie es sich nicht herausnehmen joggen zu gehen. Der Stress trieb ihren Hunger an und so passierte es hin und wieder, dass sie sich nachts noch voller Frust eine Tafel Schokolade vor dem Fernseher gönnte. Ganz im Gegenteil zu der jungen Frau, zu der Sara hinüberblickte. Sie hatte lange Beine und der Rock, den sie trug, sah passend auf sie zugeschnitten

aus. Ihre Bluse vermittelte einen lockeren, aber stilvollen Eindruck und auch der Lippenstift verstärkte, wie sexy sie aussah. Die Frau war wunderschön. Sie merkte es vielleicht nicht, aber sie wurde von beiden Seiten beäugt und versetzte Sara in das neidische Gefühl, die Rollen gerne tauschen zu wollen. Der Mann rechts von ihr sah sie schon fast ausgehungert und wild an. Wie lang war es her, dass jemand sie so angesehen hatte.

„Mama?“

„Hm, Oskar?“

Ihr Sohn sprach im Flüsterton. Das machte er manchmal, um in der Öffentlichkeit nicht aufzufallen und von Fremden nicht angeguckt zu werden.

„Mama, warum...“

„Warte kurz, Schatz.“

Sara war ganz in Gedanken und blickte wieder zur Frau hinüber. Es war klar, dass die junge Frau die halbe Aufmerksamkeit des Abteils auf sich zog. Nicht nur die zwei Typen neben ihr, sondern andere Leute im Abteil blickten dann und wann zu ihr herüber. Trotz ihrer Schönheit guckte die junge Frau elendig und schaute in die Ferne aus dem Fenster. Ignorant und eingebildet wird sie wohl sein, dachte Sara. Sie verstand nicht, wie man so schön und gleichzeitig so unglücklich sein konnte. Ihr Gesichtsausdruck gab der jungen Frau schon wieder etwas Hässliches. Ein hässlicher

Gesichtsausdruck konnte die gesamte Erscheinung eines Menschen verderben, dachte sie. Die U-Bahn hielt an und die junge Frau stand auf. Sie sah unsicher zu dem Mann neben sich, der nun auch aufstand. Mit schnellen Schritten lief die Frau ihr entgegen, blickte gequält und huschte an ihr vorbei. Sie drängelte sich aus der U-Bahn und Sara blickte ihr nach. Als die U-Bahn wieder losfuhr dachte sie zwangsläufig über ihre eigene, hinter sich gelassene Jugend nach und wie begehrt sie sich damals gefühlt hat. „Mama...“ - ihr Sohn zieht erneut an ihrem Pullover, um die Aufmerksamkeit seiner Mutter wieder auf sich zu ziehen.

„Ja Schatz, was wolltest du gerade sagen?“

„Warum hatte die Frau so Angst?“

„Welche Frau?“

„Die gerade hier war. Mit den roten Lippen.“

„Schatz, warum sollte sie?“

„Na, sie sah so aus, als ob sie weg wollte.“

„Das hast du falsch gesehen. Es war alles in Ordnung.“

Ihr Sohn sagte noch etwas, doch Sara blendete es aus und dachte nochmal über die Frau nach und den Mann, der ihr aus der U-Bahn in die Nacht hinein gefolgt war. Sie konnte sich kein klares Bild mehr von ihm vor Augen führen, so abgelenkt war sie.

Die Ohnmacht

Zwei Meter vom Gleis weg. Abstand halten. Die Bahn fährt ein! Ich kenne die wichtigsten Regeln, denn Mama hat mir alles Wichtige beigebracht. Nicht über Rot gehen. Nach rechts und links und dann wieder nach rechts gucken, bevor man über die Straße geht. Mit Essen spielt man nicht. Vor dem Essen Hände waschen. Nicht zu Fremden ins Auto steigen. Nein heißt nein. Mama greift nach meiner Hand und ich springe über die Lücke in die Bahn rein. Ich liebe es, wenn die Bahn auf dem Nachhauseweg voll ist und man die Leute beobachten kann. Ich erfinde manchmal Geschichten zu denen, die uns über den Weg laufen. Da ist ein alter, schicker Mann mit Hut. Der guckt aber komisch, denke ich. Der sieht aus, als ob der mich anguckt. Aber dann sehe ich, dass er doch nicht mich anguckt, sondern weiter durch die Bahn schaut. Er guckt diese drei Leute an, die da drüben sitzen. Einen mit Kopfhörern, eine mit roten Lippen und einen mit kaputter Hose. Ich gucke wieder zu dem alten Mann mit Hut und die U-Bahn fährt los. Lilly fängt an zu weinen, weil die U-Bahn so laut ist und hier alles so laut ist. Das mag sie nicht. Der Mann mit Hut schüttelt den Kopf und guckt weg. Dann guckt er aber doch wieder. Irgendwie guckt er böse, aber auch irgendwie wie meine Mama mich anguckt, wenn ich krank bin. Ich schaue wieder zu den anderen drei Leuten, die der alte Mann mit Hut auch anguckt. Die mit den roten Lippen guckt auch komisch. Die guckt ja niemanden an und sitzt auf

dem Sitz wie ein Stock. Sie sieht ganz ängstlich aus. Ich guck auch manchmal so, wenn ich einen Hund sehe, der mich anbellt. Dann kann ich mich auch nicht bewegen, obwohl ich am liebsten so schnell rennen würde, wie ich kann. Aber jetzt gerade ist kein Hund hier und die Frau hat trotzdem Angst. Ich ziehe an Mamas Pulli.

„Mama?“

„Hm, Oskar?“

„Mama, warum...“

„Warte kurz, Schatz“.

Mama sieht aus, als ob sie träumt. Sie schaut auch zu den drei Leuten. Ich schaue mich im Abteil um und suche nach etwas, wovor man Angst haben kann. Mir fällt auf, dass noch mehr Leute auf die Frau mit den roten Lippen gucken. Warum fragt die denn keiner, wovor sie so Angst hat? Die sieht aus, als ob die gleich weint. „Mama...“ flüstere ich nochmal, aber Mama hört mich nicht.

Da sitzen so viele Leute und gucken zu der Frau, aber keiner sagt was. Die Bahn hält an und ich sehe, wie die Frau aufsteht. Sie guckt so ängstlich zu dem Mann neben ihr, der gerade was zu ihr gesagt hat. Sie geht an uns vorbei. Und der Mann geht auch.

Ω

Als Hendrik aufwachte, war er sofort hellwach und ging in die Küche. Es roch betörend nach Kaffee und frisch gebackenen Brötchen und seine Frau saß bereits angezogen und wartend mit einer heißen Kaffeetasse in der Hand am Küchentisch.

„Na, du“, lächelte er ihr zu.

„Na du“, antwortete sie gedankenverloren.

Die Zeitung lag auf dem Küchentisch und Hendrik griff nach ihr, um den Politik- und Wirtschaftsteil herauszusuchen. Bevor er umblättern konnte, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf die Schlagzeile des Titelblatts:

JUNGE FRAU MISSHANDELT &
LEBENSGEFÄHRLICH VERLETZT!

„Ich habe das Titelblatt vorhin gelesen als du geschlafen hast“, sprach seine Frau traurig. Sie stand auf und ging um den Küchentisch herum um ihn zu umarmen.

„Diese Frau muss Furchtbares durchgemacht haben, auch noch scheinbar in der Nähe der U-Bahnstation, also hilflos in der Öffentlichkeit.“

„Hm“, murmelte Hendrik nachdenklich.

„Es hieß, dass Leute in der Nähe waren, die die Situation zwar gesehen haben, aber nicht eingeschritten sind.“

„Hm“, murmelte er erneut.

„Schatz, die Frau ist jünger als unsere Tochter, ich will mir das gar nicht ausmalen. Warum hat sich niemand verantwortlich gefühlt? Findest du das nicht auch furchtbar?“

„Sehr furchtbar.“

„Wenn wir sowas sehen würden, würden wir direkt einschreiten.“

„Definitiv.“

„Weißt du was ich finde?“

„Hm?“

„Diese Frau in der Zeitung erinnert mich an dieses hübsche Mädchel, das gestern in der U-Bahn saß. Hast du sie gesehen? Sie ist an Der Haltestelle ausgestiegen also könnte sie es gewesen sein. Schlimm, wenn man nachts nicht sicher über die Straße gehen kann.“

Hendrik blickte auf den glänzenden Anhänger der Halskette, die er seiner Frau gestern nach dem Dessert geschenkt hatte. Darauf stand in Kursivbuchstaben *Maya & Hendrik*, darunter das Datum ihrer Hochzeit. Hendrik dachte noch einmal über die hübsche Frau in der U-Bahn und ihren Begleiter nach. Im Nachhinein fand er ihn wirklich merkwürdig.

Sie ist wunderschön

von Karin Knitsch

Sie ist wunderschön

Ein Gedicht für die Augen

Elegant, geschmeidig

Haut wie Porzellan

Jeder Blume sie als Vorbild gilt

Die Silhouette geschwungen geschmeidig, perfekt

In der Masse unterwegs

einer von vielen und die eine

Gemeinsam über Straßen laufen

im gleichen Café ein Getränk nehmen

Ganz ohne Aufsehen zu erregen

Ich rieche sie

sie riecht so gut

Nie würde sie mich riechen

geschweige denn sehen

Sie ist da, wo jemand wie ich nicht hinkommt

Ich will sie haben
Zu jedem Preis
So ein außerordentliches Exemplar
für meine Sammlung
Ich greif sie mir bei Zweisamkeit
Ungesehen aus dem Nichts

Schnelligkeit ist entscheidend
Nicht gesehen werden
sie würden es nicht verstehen
Schnelligkeit ist entscheidend
Ihre ewige Schönheit
trüge sonst den Schleier der Angst

Hab keine Angst
Es wird nicht schlimm
Bei mir wirst du es gut haben
Ich gebe auf dich acht
Niemand wird dir etwas anhaben können

Unveränderlich für immer
In Ewigkeit schön
Kein belebter Geist mehr
Doch ein Gedicht für die Augen
Sie ist Lyrik für meine Sinne

Auf ewig schön wirst du sein
und ewig mein

Verbesserungsmöglichkeiten

von Annika Lucht

Human Enhancement,
wo fängt es an, wo hört es auf?
Technische, medizinische Neuerungen
gibt es zuhauf.

Die menschliche Optimierung steht im Vordergrund,
doch hat diese zumeist
keinen medizinischen Grund.

Biotechnologische, medizinische Intervention,
manche davon kennen wir schon.
Andere sind noch Fiktion,
wie Neurochips mit enthaltener Information.

Beginnt Enhancement schon bei Koffein?
Manche ziehen die Grenze
erst bei Ritalin und Nikotin.

Anti-Aging Creme und Methylphenidat,
die Nutzung all dieser Mittel findet statt.

Das menschliche Bestreben,
sich stets zu verbessern,
soll dahinterstehen.

Welchen Weg werden wir bereit sein
dafür zu gehen?

Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit,
das Spektrum dieser Form ist breit.

Psychopharmaka bei Gesunden
haben positive Auswirkungen auch über Stunden?

Man müsse die Menschen nur informieren,
damit sie verantwortungsvoll
mit solchen Mitteln agieren.

Doch es gibt auch Bedenken!
Können wir Enhancement-Eingriffe wirklich lenken?

Was ist, wenn wir das Risiko des Eingriffs
falsch kalkulieren
und der Körper des Menschen
anfängt zu rebellieren?

Eine autonome Entscheidung für Enhancement
sei ausgeschlossen,
die Menschen sind in ihrem Umfeld
förmlich eingeschlossen.

Der Einsatz der Mittel erfolge nicht selbstbestimmt,
ist manipuliert,
denn jeder möchte Leistungsträger
der Gesellschaft sein,
garantiert.

Soziale Gräben kann man
durch Enhancement überbrücken!
Veränderung aus freien Stücken?

Erweiterung der eigenen Fähigkeiten,
Technik und Medizin
geben uns diese Möglichkeiten.

Der Leistungsgesellschaft zu entsprechen,
sei doch schließlich kein Verbrechen.

Alle dürfen sich optimieren.
Muss das jemand kontrollieren?

Die Anwendung sei schließlich keine Pflicht,
doch wer sorgt
für das gesellschaftliche Gleichgewicht?

Jeder ist frei sich dieser Mittel zu bedienen,
doch was ist mit denen, die wenig verdienen?

Kann sich jeder Verbesserung bald kaufen?
Oder müssen alle mit technischen Verstärkern
bald laufen?

Ein Streit über Fairness im Sport kam auf,
das gehört zum Ausgleich bestand er drauf.

Die Grenzen verschwimmen,
bisher fällt es schwer sie zu bestimmen.

Therapie, Prävention
und
Enhancement-Intervention.
Haben wir die Grenzen schon?

Human Enhancement ist ein vielseitiges Phänomen.
Wie weit wirst du für Verbesserung gehen?

Dreizehn Uhr Vierundvierzig - oder: Der verliebte Philosoph

von Seda Sönmeztürk

„Das Kennen des Bekannten scheint ein dauerndes Bekenntnis zu sein“, dachte er, während er mit seinem Regenschirm und auf beschwingtem Fuße die Straße entlang schlenderte. „Einer Fülle entgegenzutreten, die einem fremd geworden ist, ist wohl eine große Kunst.“ Er dachte dabei an diese Frau und an die letzte Nacht, in der es ihm nicht möglich gewesen war, sich dieser Situation hinzugeben. Gestern schämte er sich noch, aber heute fühlte er sich menschlich dafür. Das tat ihm gut; sich wieder menschlich zu fühlen und in solchen Dingen nachsichtig mit sich selbst zu sein. „Diese Frau..., diese Frau...“, dachte er nur und konnte nicht viel mehr dazu sagen. Das Lächeln aber, das ihm dieser Umstand ins Gesicht zauberte, gefiel ihm. Ob es den Passanten auch auffiel? Er glaubte: ja.

Erfreut darüber flanierte er weiter die Straße entlang. Die Schaufenster der Geschäfte beachtete er dabei kaum, bis eines seine komplette Aufmerksamkeit einforderte: Ein Uhrengeschäft. Er hielt an und betrachtete staunend mit aufgerissenen Augen die Vielfalt an Modellen, die Farben und das Gefunkel. „13 Uhr 44“ fiel ihm dabei ein. Dies war die Uhrzeit, bei der seine Uhr stehengeblieben war. Sie war ihm nämlich versehentlich ins Spülwasser gefallen. Er hatte sie noch zügig herausgenommen, wollte sie öffnen und trocknen. Was dann vor sich ging, wusste er nicht mehr. Das

Resultat seiner Taten, die ihm für immer ein Geheimnis bleiben sollten, waren eine Fleischwunde an der Stirn und die in ihre Einzelteile zersprungene Uhr. Nur das Zifferblatt hatte überlebt und zeigte 13 Uhr 44 an.

Er hatte ihr von seinem Missgeschick erzählt und beim gemeinsamen Nachsinnen über diese Zahl hatte sich eine Freude breitgemacht, denn: die Quersumme von 1344 war 12 und die Quersumme von 12 war 3. Und die Quersumme von 13 war 4 und die Quersumme von 44 war 8 und dies zusammen war auch...12.

„Ja! Eine neue! Ja!“, dachte er und ging ins Geschäft. Als adrett gekleideter Herr zog er natürlich sofort die Aufmerksamkeit des Verkäufers auf sich. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte dieser auch prompt. „Moment“, sagte er und wehrte ihn mit seiner ausgestreckten Handinnenfläche ab, denn er hatte etwas gesehen: In der Ferne hing eine Wanduhr mit Pendel, die gerade 13 Uhr 44 anzeigte.

„Quersumme 12!“, sagte er dann laut und eilte zu der Uhr. „Eh, wie bitte?“, fragte der Verkäufer, während er ihm schnell folgte. „Interessieren Sie sich für diese Uhr?“. Er sagte daraufhin nur: „Ich will eine Uhr kaufen!“, als ob das Eintreten in das Geschäft dies nicht schon längst bezeugte. Der Verkäufer erzählte daraufhin etwas, aber er hörte nicht zu. Er war mit seinen Quersummen beschäftigt. Dann ging er blitzartig zu einer Schauffläche, wo Taschenuhren ausgestellt waren. Er beschränkte sich in seiner Wortwahl jetzt nur noch auf das Nötigste, denn er deutete einfach nur auf die Uhren hin und sagte „Taschenuhren!“. Der

Verkäufer kam geschwind zu ihm und redete ohne Pause weiter auf ihn ein. Vermutlich sagte er etwas zu den Taschenuhren.

Während er dies tat, dachte er darüber nach, wie die Zeit ohne Uhr gewesen war. Nicht zu wissen, wie spät es war, war schon aufregend für ihn. Man wusste zum Beispiel nicht, ob man zu spät zu einem Termin kam oder was an diesem Tag überhaupt getan werden musste - das war befreiend. Er starrte vor sich hin und spürte, wie sich dieses befreiende Gefühl in ihm festigte.

Der Verkäufer redete noch immer. Er aber sagte: „Was reden Sie denn da? Ich brauche gar keine neue Uhr!“. Und so verließ er leichtfüßig und beschwingt das Geschäft, als hätte er noch nie eine bessere Entscheidung getroffen.

O.T.

von Philipp Zimmermann

„This is said on tiptoe“¹

Gründe gelangen an ein Ende; Argumente erschöpfen sich und Worte stoßen auf taube Ohren. In Situationen wie diesen ist jeder von den eigenen Argumenten und Gründen überzeugt und nicht in der Lage nachzuvollziehen, warum dieser Andere dieses Argument nicht anerkennt und sich davon nicht überzeugen lässt. Der Andere hingegen kann nicht verstehen, warum jemand dieses Argument vorbringen sollte und wie man sich von diesem Argument überzeugen lassen kann. In solchen Situationen hat jeder und niemand gute Argumente, denn es fehlt an einer letzten Instanz, auf die man sich berufen könnte, um die Diskussion endgültig zu einem Ergebnis zu führen, mit dem alle Beteiligten zufrieden und von dem alle überzeugt sind. Stattdessen glaubt jeder, dass er recht hat und niemand kann Verständnis für die Argumente und Position des Anderen aufbringen, denn Argumente, die den einen überzeugen, stoßen bei einem anderen auf bloßes Unverständnis.

Krisen dieser Art sind eine ständige Gefahr für eine Gemeinschaft, die auf Übereinstimmung beruht und können bspw. immer dann auftreten, wenn darüber gestritten wird, wie etwas zu beurteilen sei oder darüber, wie man etwas handhaben sollte. Sie können auftreten, wenn über ein heikles

¹ Cavell, Stanley: „Being Odd, Getting Even (Descartes, Emerson, Poe)“, in: ders.: *In Quest of the Ordinary. Lines of Skepticism and Romanticism*, Chicago/London 1994, S. 130.

politisches Thema gesprochen wird. Zwar entsteht schnell eine hitzige Diskussion, aber deren Ergebnis ist meist eher ernüchternd und anstatt sich einig geworden zu sein, hat man oft das bittere Gefühl, etwas über die anderen gelernt zu haben. Trotzdem möchte man das gemeinsame Gespräch vielleicht nicht direkt abbrechen, da dies bedeuten würde, dass man ab jetzt getrennte Wege geht, da man nicht länger derselben Gemeinschaft angehört, denn die betroffene Person bedeutet einem etwas. Dennoch scheinen die Differenzen zwischen den betroffenen Personen zu einer schier unüberwindbaren Kluft herangewachsen zu sein, so dass sie in unterschiedlichen Welten leben. Auch möchte man die Diskussion vielleicht nicht einfach abwürgen, indem man bspw. sagt: „Ich habe Recht und jetzt kein Wort mehr!“ oder „Es wurde schon immer so gemacht!“, denn so würde man die anderen zum Schweigen verurteilen und ihnen die Möglichkeit nehmen, dem Urteil freiwillig zuzustimmen. Man erzwingt zwar das Ende der Diskussion, aber bezahlt dafür mit der Gemeinschaft, die von jedem Mitglied bejaht wird. Solche Krisen können aber auch auftreten, wenn mich ein Kind fragt: „Sind alle Menschen gleich?“ oder „Warum sind manche Menschen reich und manche arm?“. Beim Antworten könnte ich ins Stocken geraten, da mir alle Antworten, die ich zugeben geneigt bin, plötzlich dürftig erscheinen. Mich könnte das Gefühl beschleichen, dass meine Argumente leer sind und mir die Gründe ausgehen, trotzdem möchte ich vielleicht nicht einfach sagen: „Wir machen das eben so!“ oder „Das ist halt so!“. Es sind Situationen, in denen mir bewusst wird,

dass meine Argumente und Gründe nicht ausreichen, um meine Position so darzulegen, dass sie gegen jeden Zweifel erhaben ist; dass ich mir der Richtigkeit meiner Position niemals mit Gewissheit sicher sein kann.

Auf die Einsicht, dass meine Antworten immer unzureichend sind und sein werden, da sie die letzte Quintessenz des Zweifels niemals vertreiben können, kann ich auf dreierlei Weisen reagieren: Erstens könnte ich meine Antwort als wahr und unhinterfragbar voraussetzen und mich so dem nagenden Zweifel auf künstliche Weise entziehen. Zweitens könnte ich an meiner Unfähigkeit eine zufriedenstellende Antwort zu formulieren und meinen damit einhergehenden unzulänglichen Antworten verzweifeln und infolgedessen zum Nihilisten und Schwermütigen werden. Drittens könnte ich aber auch probieren eine Haltung einzunehmen, die mir erlaubt, mich *produktiv* in Bezug auf den immerwährenden Zweifel zu verhalten. Eine Haltung, die offen ist für die Stimme des Skeptizismus, die Raum für Zweifel lässt und sich so den ersten beiden Möglichkeiten entzieht: der gekünstelten Verabsolutierung meiner Antwort und der Verzweiflung, die aus der Unauffindbarkeit einer endgültigen Antwort emporwächst. Im Folgenden soll versucht werden eine solche Haltung zu skizzieren.

Sind meine Gründe an ein Ende gelangt, kann ich entweder das gemeinsame Gespräch beenden und den Anderen aus meinen Augen verbannen „oder ich kann die Gelegenheit ergreifen und den Boden untersuchen, den ich bisher für

vorausliegend gehalten haben."² Ich bin auf mich selbst, auf meine Natur zurückgeworfen, zumindest soweit ich mich und meine Natur bisher enthüllt habe. In diesen Situationen weiß ich nicht, wie ich fortfahren soll, denn der Boden, auf dem ich stehe, der mir bisher immer vertraut vorkam, ist mir plötzlich unbekannt.³ Mich überkommt dann vielleicht das Gefühl, „daß meine unvermeidlichen Schlüsse niemals Schlüsse waren, zu denen ich gelangt bin, sondern daß ich sie bloß aufgesaugt habe, daß sie rein konventionell [sind].“⁴ Mir wird bewusst, dass ich meine Meinungen von außen übernommen habe. Mich beschleicht vielleicht der Eindruck, dass ich während meines Aufwachsens und durch meine Erziehung in meiner Kultur lernte bestimmte Dinge und Verhaltensweisen als normal und natürlich zu akzeptieren und es bisher unterließ, diese zu hinterfragen. Mich könnte das Gefühl überkommen, dass ich mir selbst fremd bin. (Sicherlich könnte ich diese Erkenntnis durch Heuchelei oder Verleugnung unterdrücken oder mich ihretwegen schämen und sie deswegen von mir abweisen.) Bevor wir uns der Selbstbetrachtung zuwenden, betrachten wir noch kurz den Vorgang, wie wir lernen bestimmte Dinge als normal und natürlich anzusehen.

Als Kind lernt man auf dieselbe Weise auf bestimmte Situationen zu reagieren, wie die bereits *vollwertigen* Mitglieder der entsprechenden Kultur es tun und dieselben Dinge ebenfalls so zu

² Cavell, Stanley: *Der Anspruch der Vernunft. Wittgenstein, Skeptizismus, Moral und Tragödie*, Berlin 2016, S. 224.

³ Vgl. ebd.

⁴ Ebd., hier: S. 224-225.

beurteilen, wie diese es tun. Man wird sozusagen in die entsprechende Lebensform eingeführt, man wird kultiviert. Bspw. lernt ein Kind sowohl die Bedeutung des Wortes „Liebe“ als auch was Liebe ist, wenn man zu ihm sagt: „Ich habe dich lieb.“ Das eigene Verhalten dem Kind gegenüber, gilt fortan als Liebe in der Welt des Kindes; und ist das, was man tut, mit Unmut und Einschüchterung vermengt, ist Liebe eine Mischung aus Unmut und Einschüchterung; und immer wenn Liebe gesucht wird, wird *das* gesucht.⁵ Das Kind verbindet bestimmte Handlungen mit dem Wort „Liebe“ und so lernt es die Kriterien für Liebe und was Liebe ist. Es lernt daher nicht nur die Laute, sondern auch die „Lebensformen“, die den Worten überhaupt erst ihre Bedeutung verleihen; es lernt z.B. das Wort „Argumentieren“, während es die Praktik des „Argumentieren“ und die Lebensform, die argumentiert und bestimmte Praktiken als Argumentieren ansieht, erwirbt.⁶ Auf dieselbe Weise lernt das Kind auch, was es heißt, einen Wunsch auszudrücken oder Widerwillen zu zeigen; was es heißt, nett oder gemein zu sein; was als gut und was als böse gilt. Irgendwann entsprechen schließlich – zumindest meistens – die Reaktionen des Kindes den Reaktionen der restlichen Mitglieder, so entwickelt sich das Kind allmählich zum Mitglieder der Lebensform. Es entsteht eine Übereinstimmung in den Kriterien und in den Urteilen zwischen den einzelnen Mitgliedern, wobei die Kriterien darüber bestimmen, wie wir etwas beurteilen und bewerten.

⁵ Ebd., hier: S. 301.

⁶ Ebd.

Die Kriterien sagen uns, was ein Gegenstand (für uns) ist; sie zeigen, welchen Wert, welche Bedeutung wir einem Gegenstand zuschreiben. Und wenn wir etwas sagen oder etwas tun, stimmen wir den Kriterien und den Wertungen damit zu. Die Mitglieder sind folglich aufeinander eingestellt und dieses Aufeinander-eingestellt-sein sorgt dafür, dass sie sich gegenseitig verständlich sind. Die Mitglieder einer Lebensform bewohnen dieselbe Welt, denn den geteilten Kriterien und die geteilte Sprache antizipieren die Welt, so wie diese sie wahrnehmen.

Wenn wir Sprache und Wertungen erben, wirft dies ein neues Licht auf die menschliche Natur und auf das, was als normal und natürlich gilt. Betrachten wir folgendes Beispiel: Jemand erzählt eine Geschichte und beendet sie mit den Worten: „Auch wenn die Anderen es nicht so sehen, es war Liebe!“. War es Liebe? Hier haben wir die Wahl. Entweder war es Liebe oder es war eben *seine* Art zu lieben; aber Liebe ist *das* nicht, denn seine Art zu lieben ist, nicht das, was wir unter Liebe verstehen.⁷ Ob seine Liebe also als Liebe angesehen wird, hängt davon ab, wie wir uns entscheiden und unsere Entscheidung können wir nicht durch die Berufung auf eine letzte Instanz stützen, viel eher scheint das Ergebnis unsere Entscheidung schon von unserer Lebensform, da wir gelernt haben bestimmte Dinge als Liebe zu betrachten und andere Dinge eben nicht, vorweggenommen zu werden. Die menschliche Natur und das, was als normal und natürlich gilt, scheint plötzlich zutiefst von

⁷ Ebd., hier: S. 197.

Konvention durchdrungen zu sein. Eine Handlung gilt als normal und natürlich, wenn sie von den Mitgliedern der Lebensform akzeptiert wird. Die menschliche Natur hängt von davon ab, was die Mitglieder als normal und natürlich akzeptieren. Das Ergebnis unserer Entscheidung in Bezug auf die Frage „War es Liebe?“ ist folglich, selbst wenn es sich auf die vermeintlich menschliche Natur bezieht, immer zweifelhaft und niemals notwendig. Jemand der nicht unsere Vorstellung der menschlichen Natur teilt, könnte unsere Entscheidung daher für falsch halten und uns infolgedessen für unnormal, vielleicht sogar für verrückt. Sagt man, jemand anderes sei unnormal, dann ist das keine Tatsache, sondern das eigene Urteil. Wenn jemand etwas über die Welt behauptet, dann behauptet er weniger etwas Wahres über die Welt als vielmehr etwas über sich selbst bzw. über seine Welt, wofür er sich selbst als Autorität anbietet. Die Berufung auf die menschliche Natur, sei es, um die Lebensart eines Anderen zu verurteilen oder um die eigene Lebensart als die einzig richtige auszuweisen, wird somit sinnlos, zumindest dann, wenn so getan wird, als ob es sich hierbei, um die wahre menschliche Natur und um das Normale und um das Natürliche, also um absolute Fakten handelt, die irgendwelche normativen Forderungen an uns stellen. Vielmehr muss man jetzt die Verantwortung dafür übernehmen, wie man lebt, denn indem man Teil einer Lebensform ist, stimmt man ihren Urteilen und Wertungen auch zu, solange man ihr nicht aktiv die eigene Zustimmung entzieht.

Gerät man in eine Situation, in der die Gesprächspartner nur noch aneinander vorbei anstatt

miteinander reden, scheint es als hätten die Worte ihre Macht-sich-einander-verständlich-zu-machen verloren. Dies scheint daran zu liegen, dass die einzelnen Personen die Welt unterschiedlich wahrnehmen, dass sie die Welt unterschiedlich beurteilen. Es wirkt, als ob sie in unterschiedlichen Welten leben würden, als hätten sie ihre je eigene Vorstellung der menschlichen Natur, davon, was als normal und natürlich gilt und können daher keinen gemeinsamen Boden ausfindig machen, auf dem sie sich verständigen könnten.

Kehren wir nun zum Thema der Selbstbetrachtung zurück. Finde ich mich selbst in einer solchen Situationen wieder, dann wird mir meine Unfähigkeit bewusst, mich dem Anderen verständlich zu machen. Ich bin auf mich selbst zurückgeworfen, will ich den anderen nicht aus meinen Augen verbannen und entdecke, dass auch ich für mich selbst ein Fremder bin, dass ich mir selbst nicht verständlich bin. Aber während ich eine andere Person ganz zufällig nicht kennen kann, zu ihr rein zufällig keine Beziehung haben kann, kann ich mich weder auf dieselbe Weise nicht kennen noch kann ich auf dieselbe Weise keine Beziehung zu mir selbst haben. Vielmehr ist die Ignoranz mir selbst gegenüber etwas hart erarbeitetes. Sie ist vielleicht die Frucht des Nicht-wahrhaben-wollens meiner Position in der Welt und meiner Rolle, die ich in den Geschehnissen um mich herum spiele, denn als Mitglied einer Lebensform stimme ich erstmal deren Kriterien und Wertung, d.h. der von ihnen antizipierten Welt zu. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Vermutung an Plausibilität, dass ich unterdrücke, welche Rolle

ich in den Geschehnissen um mich herum spiele und dass ich sie bejahe, indem ich meine Position als Mitglied einer Lebensform bejahe, nicht weil ich mich unbedingt aktiv dazu entscheide, sondern vielmehr weil ich sie wahrnehme. Deswegen nennen wir gewisse Ereignisse düstere Unglücksfälle, während sie doch unsere Entwürfe sind und andere Ereignisse zwangsläufig, weil wir unsere Meinung nicht ändern wollen. So entledigen wir uns der Verantwortung für diese Ereignisse. (Man denke hier nur an die Frage des Kindes: „Warum sind manche Menschen arm und manche reich?“) Wir werden von den Konsequenzen unsere Handlungen, die weit über unsere schlimmsten und besten Absichten hinausreichen, gnadenlos heimgesucht, nicht allein, weil wir glücklos sind, sondern weil wir fortlaufend die gleichen Handlungen ausführen, die diese Konsequenzen auslösen, da wir uns unserer Wirkungen nicht bewusst sind.“⁸

Auf mich selbst zurückgeworfen, bleibt mir nichts anderes übrig als meine Handflächen nach oben zu drehen, um zu zeigen, was für eine Art Geschöpf ich bin und meinen Boden, auf dem ich stehe, als den meinigen zu erklären und dir deinen abzutreten. Ich merke, dass meine Fähigkeit andere zu verstehen von meinen natürlichen Reaktionen abhängt; dass mein Verständnis da endet, wo meine Kriterien nicht mehr anwendbar sind und meine Urteile folglich nicht mehr zutreffen. Dennoch muss ich für meine Unfähigkeit den anderen zu verstehen, die Verantwortung übernehmen und

⁸ Cavell, Stanley: „The Avoidance of love“, in: ders.: *Must we mean what say?*, Cambridge 1976, S. 347.

kann mich nicht einfach hinter *der* menschlichen Natur verstecken, dahinter, dass der Andere eben unnormale und unnatürlich ist. So kann ich eine Haltung zu meiner Lebensform einnehmen, welche mir erlaubt mich kritisch mit ihr auseinanderzusetzen. Sehe ich ein, „daß meine unvermeidlichen Schlüsse niemals Schlüsse waren, zu denen *ich* gelangt bin [...], könnte [ich] das [...] zum Anlaß nehmen, mich selbst an meine Kultur zu wenden und zu fragen: Warum machen wir es so, wie wir es machen, urteilen so, wie wir urteilen, wie sind wir an diese Scheidewege geraten? Was ist der natürliche Boden unserer Konventionen, wem oder was dienen sie?“⁹ Die Suche nach unseren Kriterien, in deren Licht wir sagen, was wir sagen, wird so zu der Suche nach unseren Urteilen und im Philosophieren breite ich unsere Kriterien, d.h. die Kriterien meiner Lebensform vor mir aus und stelle sie meinem Leben und meinen Kriterien gegenüber.¹⁰ Kann man den Kriterien der Lebensform, in der man aufwuchs nicht zustimmen, kann man der Welt, die von diesen antizipiert wird, nicht zustimmen und dann wird man vielleicht von dem Gefühl übermannt, dass die Welt unbewohnbar sei. Die Frage ist dann, wie ich herausfinden kann, mit wem ich in einer Gemeinschaft lebe, welchen Konventionen ich gehorchen und wem diese dienen und welche Position ich zu all dem einnehme. Denn wenn ich meine Sprache geerbt habe, d.h. wenn mir meine Sprache und viele meiner Wertung von der Lebensform, in welcher ich aufwuchs,

⁹ Cavell: *Der Anspruch der Vernunft*, S. 225.

¹⁰ Ebd.

weitergegeben wurde, dann sind die Mittel mit denen ich mich gegen diese Lebensform, gegen ihre Kriterien und Urteile wende, Mittel, die selbst dieser Lebensform gehören. Mich könnte dann das Gefühl beschleichen, dass ich selbst keine eigene Stimme habe, denn die einzigen Worte, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht meine.

Die Suche nach den Kriterien zwingt mich dazu, dass ich erkenne, welche Position ich zu bestimmten Tatsachen und Geschehnissen einnehme und mit wem ich eine Gemeinschaft bilde. Die Suche nach den Kriterien, denen ich zustimmen kann, wird daher zur Suche nach mir selbst. Diese Methode der Selbstbetrachtung ist philosophisch, weil sie durch einen Angriff auf die eigenen Voraussetzungen ausgelöst wird und erzieherisch, weil ich nur Wissen über mich selbst erlangen kann, indem ich Wissen über meine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ausbilde.¹¹ Die kritische Überprüfung der Kriterien und Urteile wird damit zu einer Suche nach einer Gemeinschaft, in welcher Kriterien und Urteile geteilt werden, denen ich zustimmen kann. Und die Suche nach einer Gemeinschaft ist stets die Suche nach der Grundlage, auf der die Gemeinschaft errichtet wurde. Die eigene Stimme findet man folglich dann, wenn man die Gemeinschaft findet, deren Mitgliedern man erlaubt für einen zu sprechen, weil sie genau das sagen, was man selbst sagen möchte; sie genau den Kriterien zustimmen, denen man selbst zustimmt. D.h. aber auch, dass man immer riskiert, von denen zurückgewiesen zu werden, für die

¹¹ Ebd., hier: S. 75.

man dachte zu sprechen und dass man riskiert, jene, von denen man eigentlich dachte, dass sie für einen sprechen, zurückweisen zu müssen; eine Konsequenz, die häufig ein bitteres Gefühl bei uns auslöst. Sich selbst zu kennen, wird vor dem hier Gesagten zu der Fähigkeit, sich selbst einen Ort in der Welt zu zuweisen, d.h. die eigene Position zu bestimmten Tatsachen und Ereignissen anzuerkennen.

Nachwort

Der vorliegende Text ist das Ergebnis einer langwierigen Auseinandersetzung mit der Philosophie des amerikanischen Philosophen Stanley Cavells. Es ist eine Sache einen Aufsatz über ein bestimmtes Thema zu verfassen - in diesem Fall, darüber, wie wir miteinander aushandeln, worin wir übereinstimmen und worin nicht und darüber, dass wir während dieses gemeinsamen Gesprächs klären, welche Position wir zu bestimmten Themen einnehmen und bereit sind anzuerkennen. Aber es ist eine ganz andere Sache einen kurzen Kommentar über den eigenen Text zu schreiben: plötzlich ist man aufgefordert, zu erklären, warum einen gerade dieses Thema interessiert und im besten Fall auch, warum es für andere interessant sein könnte; man ist aufgefordert darzulegen, warum gerade die Beschäftigung mit diesem Thema wichtig ist. Aber die Gründe, die ich angeben kann, warum ich mich gerade für diesen Autor und für diesen Themenbereich interessiere, erscheinen mir alles andere als unbedingt überzeugend; ich kann mir ohne große Mühe Menschen vorstellen, denen die Beschäftigung mit solchen Themen als reine

Zeitverschwendung vorkommen muss und dann wird mir bewusst, dass egal, wie überzeugend ich meine Argumente finde, dieselben Argumente bei ihnen keinerlei Anklang, keinerlei Wirkung auslösen werden. Glücklicherweise kann ich mir aber auch Menschen vorstellen, bei denen meine Argumente Anklang finden, nicht weil sie meinen Argumenten unbedingt zustimmen, sondern weil sie ähnliche Dinge und ähnliche Themen als wichtig wahrnehmen. Bisher habe ich wenig über meinen eigentlichen Text geschrieben, aber die kurzen Erläuterungssätze scheinen mir einen wichtigen Aspekt der Grundgedanken des Textes einzufangen. Es geht darum, wie wir uns mitteilen und verständlich machen können und darum, wie schnell der Versuch, sich mitzuteilen und sich verständlich zu machen, scheitern kann; darum, wie wir unsere Stimme finden und darum, wie wir sie verlieren können. All dies sind Themen, mit denen Cavell sich auf seine ganz eigene Art und Weise immer wieder auseinandersetzt. Wenn dieser Text auf Interesse stieß und wenn ich vorschlagen müsste, welches Buch von Cavell einen geeigneten Einstiegspunkt in seine Philosophie darstellt, würde ich auf sein Buch *Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen* verweisen. Die verschiedenen Essays stellen viele von Cavells Interessensgebieten vor, so dass man einen guten Einblick in Cavells Philosophie gewinnen kann.

ÜBER DIE AUTOR:INNEN UND HERAUS- GEBER:INNEN

Die Texte stammen von (ehemaligen) Bachelor- und Masterstudierenden der Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum, die durch ihre Werke ihre Leidenschaft zum Fach ausdrücken.

Natalie Berg (geboren 1990 in Leipzig) studierte Philosophie und Religionswissenschaft im 2-Fach-Master an der Ruhr-Universität Bochum. Sie gehört zum Team der Arbeitsstelle „Kulturwissenschaftliche Grundlagen“ der Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften an der FernUniversität in Hagen, wo sie Studierende bei ihren wissenschaftlichen Schreib- und Arbeitsprozessen begleitet. Ferner arbeitet sie an ihrer Promotion im Bereich Religionsphilosophie.

Lisa Freund (geboren 1991 in Herne) studierte Philosophie und Geschichte auf Lehramt und ist nach Beendigung des Vorbereitungsdienstes als Lehrerin an einer Bochumer Schule tätig. Die Liebe zur Philosophie entwickelte sich vor gut 20 Jahren durch Jostein Gaarders Werk „Sofies Welt“. Eine solche Begeisterung möchte sie nicht nur bei ihren Schüler:innen, sondern auch bei den Lesenden des Buches wecken.

Hans-Ulrich Lessing (geboren 1953 in Dortmund) promovierte 1981 in Bochum, wo er 1995 auch habilitierte. Er war seit 2001 apl. Professor für Philosophie an der Ruhr-Universität Bochum. Als Mitarbeiter der Diltthey-Forschungsstelle ist er unter anderem Mitherausgeber von Diltheys Gesammelten Schriften.

DANKSAGUNG

Wahnwitzige Ideen, die mit unerschöpflichem Taten-
drang vereint werden, ergeben noch lange keine Pub-
likation. An dieser Stelle möchten wir uns bei all den-
jenigen Menschen bedanken, die uns auf unserem
Weg unterstützt haben und für uns da waren:

Danke an die Gesellschaft der Freunde der RUB, mit
deren Hilfe wir uns unter anderem den Traum einer
öffentlichen Lesung im Bochumer Ratskeller erfüllen
konnten.

Danke an Inis Gottmannshausen - unsere geduldige
Kapitänin auf dem Verwaltungsdampfer.

Danke an apl. Prof. Dr. Michael Anacker, der sich im-
mer unser Klagelied anhörte und stets an uns glaubte.

Danke an Prof. Dr. Volker Steenblock, der es uns er-
möglichte, für die ZDPE zu schreiben.

Danke an alle Seminarteilnehmenden und Autor:in-
nen, die eine Engelsgeduld und offensichtlich viel Hu-
mor besitzen, um solch' ein Projekt mit uns durchzu-
stehen.

Danke an unsere Familien und all die Menschen, die
unserem Herzen nah sind: für's Jubeln, Mitmotzen und
uns den Vogel zeigen, wann immer es die Situation
verlangte.

Wir haben all das gebraucht.

Wir sind unheimlich dankbar für diese lehrreiche Zeit,
die aber vor allem auch eines für uns war:
maximal aufregend!